

Interdisziplinarität und die Philosophie

Stellungnahmen von Marie I. Kaiser und Albert Newen

Gegenwärtig wird in der Philosophie Interdisziplinarität groß geschrieben. Was heißt Interdisziplinarität für die Philosophie?

Marie I. Kaiser: Interdisziplinarität entsteht dann, wenn PhilosophInnen mit WissenschaftlerInnen aus anderen Disziplinen zusammenarbeiten, um ein gemeinsames Problem zu lösen oder ein gemeinsames Ziel zu erreichen. In der Wissenschaftsphilosophie ist Interdisziplinarität weit verbreitet, weil sich die meisten WissenschaftsphilosophInnen darin einig sind, dass man das Funktionieren und den Erfolg von Wissenschaft nur dann verstehen kann, wenn man sich anschaut, wie Wissenschaft tatsächlich praktiziert wird. Eine solche Analyse der wissenschaftlichen Praxis gelingt am besten, wenn man nicht nur wissenschaftliche Publikationen analysiert, sondern in Kontakt mit praktizierenden WissenschaftlerInnen tritt, sie bei ihrer Arbeit beobachtet, mit ihnen Gespräche über die ihrer Arbeit zugrunde liegende Annahmen und Begrifflichkeiten führt oder gemeinsame Forschungsprojekte realisiert. Wie viel und welche Form von interdisziplinärer Zusammenarbeit angemessen ist, hängt von der konkreten wissenschaftsphilosophischen Fragestellung ab, die man verfolgt.

Neben den interdisziplinären Kooperationen zwischen der Wissenschaftsphilosophie und ihrer Objektdisziplin (d.h. ihrem Untersuchungsgegenstand) gibt es auch Interdisziplinarität eines zweiten Typs. Sie entsteht dann, wenn die Wissenschaftsphilosophie mit anderen wissenschaftsreflexiven Disziplinen (wie z.B. der Wissenschaftsgeschichte, -soziologie oder den Politikwissenschaften) zusammenarbeitet, um beispielsweise

bestimmte Erklärungsstrategien oder wissenschaftliche Wechselwirkungen zwischen Wissenschaft und Politik zu ergründen.

Albert Newen: Interdisziplinarität in der Philosophie kann drei Ausprägungen haben: 1. Verankerung von philosophischer Theoriebildung im Wissen anderer Fachdisziplinen, 2. direkte Kooperation mit KollegInnen anderer Fächer und 3. das Übernehmen von empirischen Methoden, um innerhalb der Philosophie experimentell zu arbeiten („experimentelle Philosophie“).

Ad 1: Philosophen haben zwar schon immer von anderen Fachdisziplinen profitiert (die Philosophie der Antike z.B. von Gräzistik und alter Geschichte), aber dies war vornehmlich ein Instrument bei der Interpretation von Klassikern der Philosophiegeschichte und zudem wurden diese anderen Fächer nur als Hilfswissenschaften betrachtet. Zentral für die Entwicklung der systematischen Gegenwartsphilosophie ist es, dass Grundfragen der Philosophie nach Selbstbewusstsein, Willensfreiheit oder moralischen Bewertungen nun auch von anderen Fächern direkt bearbeitet werden, vornehmlich von Psychologie und Neurowissenschaften. Für die Philosophie bedeutet dies: Sie sollte lieber freiwillig von dem kantischen Thron als „Königin der Wissenschaften“ zurücktreten, bevor sie vollends zurecht vom Sockel gestoßen wird. Für systematische Gegenwartsfragen sind Psychologie und Neurowissenschaften keine Hilfswissenschaften, sondern gleichberechtigte Partnerwissenschaften beim gemeinsamen Bemühen um ein integratives Verständnis des menschlichen Geistes, aber auch der Grundlagen menschlicher Moral.

STELLUNGNAHMEN

Ad 2: Systematische Sachfragen der Gegenwartsphilosophie können am besten in der Kooperation mit KollegInnen anderer Fächer bearbeitet werden. Hier gibt es zwei Richtungen: PhilosophInnen können ausgehend von der Theorie die Durchführung von Experimenten anregen, die diese Theorie bestätigen oder widerlegen. Oder sie können von den KollegInnen auf relevante empirische Befunde hingewiesen werden, so dass die Theoriebildung verändert werden muss.

Ad 3: Ein neuer Zweig der Philosophie ist die experimentelle Philosophie, die gezielt selbst die empirische Fundierung herzustellen sucht. Sie besteht in der Übernahme von empirischen Methoden der Psychologie (z.B. Befragungen zu kleinen Szenarien) oder der Linguistik (z.B. automatische Analysen von größeren Textansammlungen), um so gezielt Antworten zu relevanten Fragen nicht mehr allein auf die Intuition eines Individuums (nämlich der PhilosophIn) zu gründen, sondern systematisch eine breite Evidenzbasis zu schaffen. Für Grundfragen der systematischen Gegenwartsphilosophie gilt: *Philosophische Theoriebildung ohne empirische Fundierung ist leer.* Empirische Forschungen ohne philosophische Theoriebildung sind zwar nicht blind, aber oft sind Ergebnisse nur schwach integriert und für Grundfragen nicht verwertet.

Welche Herausforderungen stellen sich für ein/e Philosoph(in), wenn er/sie mit einer Naturwissenschaft zusammenarbeitet?

Albert Newen: Die zentrale Herausforderung besteht darin, die Methoden und Konzepte der jeweils anderen Fachdisziplin in hinreichender Weise zu kennen, um dann in einer gemeinsamen Sprache interdisziplinär forschen zu können. Idealerweise haben Kooperationspartner das jeweils andere Fach auch studiert. Jedenfalls ist es naiv, sich einfach zu treffen mit der Absicht, interdisziplinär zusammen zu arbeiten und rasche Ergebnisse zu erwarten. Wenn keiner

der beiden Personen die Methoden und Konzepte der anderen Seite gründlich kennt, ist dies romantisierende Zeitverschwendung oder man muss planen, über Jahre ein gegenseitiges Verständnis aufbauen. Für die experimentelle Philosophie besteht die besondere Herausforderung darin, dass sich die mit dieser Methode arbeitenden PhilosophInnen nicht überschätzen und gegebenenfalls methodisch schlechte Studien abliefern, wie es in der Anfangsphase von 2005-2010 manchmal vorkam. Allerdings ist meine Wahrnehmung, dass PhilosophInnen dieser Richtung nun vollwertig in Statistik und z.B. Szenario-Studien psychologisch ausgebildet sind oder ganz intensiv mit Methodenexperten aus der Psychologie zusammen arbeiten, um so diese Gefahr zu bannen

Marie I. Kaiser: Wenn WissenschaftsphilosophInnen verstehen wollen, wie Naturwissenschaften funktionieren, müssen sie einerseits ein enges Verhältnis zu ihrer Objektdisziplin aufbauen, um eine umfassende Kenntnis beispielsweise der für eine Naturwissenschaft typischen Erklärungspraktiken, Theorien, Modellierungsstrategien oder Experimente zu erwerben. Andererseits ist es wichtig, trotz des Eintauchens in die Objektdisziplin die eigene, philosophische Perspektive nicht zu verlieren. Nur so gelingt es einem als PhilosophIn, der Naturwissenschaft fruchtbare Impulse zu geben und gleichzeitig einen Beitrag zum eigenen Fach zu leisten. Bill Wimsatt formuliert es wie folgt: „If we can understand the science from the inside while retaining a philosophical perspective, we can gain a new and important viewpoint on scientific practice“ (Wimsatt 2007, 27).

Der Anspruch, eine Naturwissenschaft von innen heraus verstehen zu wollen, bringt allerdings einige Herausforderungen mit sich. Man muss sich mit den Details der naturwissenschaftlichen Forschungspraxis vertraut machen und darf dennoch den Blick für das Allgemeine und das Begrifflich-Theoretische nicht verlieren. Für das

STELLUNGNAHMEN



Marie I. Kaiser

Eintauchen in eine Naturwissenschaft hilft es sehr, tragfähige Kooperationen zu NaturwissenschaftlerInnen aufgebaut und gemeinsame Forschungsprojekte angestoßen zu haben. Das erfordert vor allem Zeit und andere Ressourcen, die einem an anderer Stelle vielleicht fehlen.

Welche Probleme eignen sich besonders für eine solche Zusammenarbeit?

Marie I. Kaiser: Interdisziplinäre Zusammenarbeit setzt voraus, dass es ein Problem (oder einen Problemkomplex) gibt, von dem alle beteiligten Disziplinen ein Interesse daran

haben, es zu lösen. Wenn WissenschaftsphilosophInnen und NaturwissenschaftlerInnen zusammenarbeiten, geht es häufig um begriffliche oder methodologisch-epistemische Probleme, die in den Naturwissenschaften entstehen und die von Relevanz für (wissenschafts-)philosophische Debatten sind. PhilosophInnen können dazu beitragen, die Bedeutung von Begriffen (z.B. von ‚Robustheit‘ in den Neurowissenschaften oder von ‚Biodiversität‘ in der Ökologie und den Umweltwissenschaften) zu klären und zu vereinheitlichen, sowie die verschiedenen epistemischen Rollen der Begriffe aufzuzeigen und zu diskutieren. An dieser Stelle kann es auch wichtig sein, die metaphysischen Annahmen, die einigen naturwissenschaftlichen Begriffen zugrunde liegen, aufzudecken und kritisch zu reflektieren (z.B. welcher ontologischen Kategorie ökologische Nischen angehören oder inwiefern Nachhaltigkeit [sustainability] eine dispositionale Eigenschaft ist). Beispiele für methodologisch-epistemische Probleme, an deren Lösung PhilosophInnen mitwirken können, sind die Einschätzung epistemischer Risiken in der Klimaforschung oder in der

STELLUNGNAHMEN



Phänomen untersuchen, und dazu lediglich spezifische methodische Zugänge und verschiedene Beschreibungsebenen desselben Phänomens herausgreifen: Damit wird der Dualismus von Körper und Geist überwunden zugunsten einer integrativen Untersuchung des verkörperten Geistes: Man mag geneigt sein, dies für die Philosophie des Geistes zuzugestehen; wie aber kann dies z.B. für die Ethik gelten? Ist sie nicht durch Kant als Geschäft der reinen Vernunft ausgewiesen, bei dem eine empirische Untersuchung prinzipiell nichts beitragen kann? Betrachtet man die Ethik, wie alles, als Produkt im Kontext der Evolution, so kommt man nicht umhin, die empirischen Grundlagen ethischen Denkens und die gewachsenen Traditionen von ethischen Prinzipien in menschlichen Gesellschaften als Ausgangspunkt zu nehmen. Will man eine Ethik für Menschen und nicht für Engel, so sollen ethische Prinzipien zwar

Krebsdiagnose, die Frage nach geeigneten Kriterien für empirische Evidenz in den Ernährungswissenschaften oder die Suche nach allgemeinen Prinzipien für die Individuierung der Komponenten makroökonomischer Modelle.

Albert Newen: Es werden zurecht besonders Fragen der Sprachphilosophie, der Philosophie des Geistes, der Erkenntnistheorie, der Wissenschaftstheorie aber auch der Ethik zunehmend interdisziplinär bearbeitet. Dabei sind die jeweils relevanten Disziplinen unterschiedlich, aber wesentlich ist, dass diese alle zunehmend empirische Grundlagen haben, nämlich nicht nur offensichtlich wie in Physik und Neurowissenschaften, sondern auch in den neuen Entwicklungen von empirischen Sozial- oder Wirtschaftswissenschaften. Der traditionelle Unterschied zwischen ‚Erklären‘ in den Naturwissenschaften und ‚Verstehen‘ in den Geisteswissenschaften wird abgelöst von der gemeinsamen Suche nach einem integrativen Verständnis, bei dem die Fächer dasselbe

Albert Newen

STELLUNGNAHMEN

allgemein formuliert und begründbar sein sowie für alle gelten, aber sie müssen auch psychologisch für den typischen Menschen realistisch sein. Ein prinzipielles Verbot zu lügen, wie Kant es forderte (man müsste demnach auch Juden im Nazireich verraten), illustriert die Weltferne einer ‚rein vernünftigen‘ Ethik. Gegenwärtig sind wir herausgefordert, neue ethische Regeln für den Umgang mit der künstlichen Intelligenz (KI) zu formulieren und zu etablieren. Dazu müssen wir den Sachverstand über die Möglichkeiten und Grenzen der KI einerseits mit empirischen Erkenntnissen dazu, wie die Menschen die Rolle von Pflegerobotern und selbstfahrenden Autos (z.B. bei Unfällen) einschätzen, andererseits verknüpfen. Erst auf dieser Basis kann man sinnvolle neue ethische Regeln entwickeln.

Können Sie ein positives Beispiel für eine solche Zusammenarbeit nennen?

Marie I. Kaiser: An der Universität Bielefeld gibt es zum einen das *Institute for Interdisciplinary Studies of Science (I²SoS)*, das die Wissenschaftsphilosophie mit anderen wissenschaftsreflexiven Disziplinen (z.B. Geschichtswissenschaften, Ökonomie, Ethik, Soziologie, Politikwissenschaften) zusammenbringt und ein gemeinsames, interdisziplinäres Nachdenken über Wissenschaft und über die Beziehungen zwischen Wissenschaft, Gesellschaft, Wirtschaft und Politik ermöglicht. Zum anderen gibt es seit Anfang 2018 an den Universitäten in Bielefeld und Münster den Transregio-SFB 212 A *Novel Synthesis of Individualisation across Behaviour, Ecology and Evolution: Niche Choice, Niche Conformance, Niche Construction (NC³)*, in dem WissenschaftsphilosophInnen mit einer Vielzahl von BiologInnen (aus der Ökologie, Evolutionsbiologie, Verhaltensbiologie und Theoretischen Biologie) kooperieren, um gemeinsam die Ursachen und Konsequenzen individueller Unterschiede bei Tieren zu erforschen. Das von BiologInnen und PhilosophInnen geteilte Problem besteht darin, die für die biologischen Studien

zentralen Begriffe (z.B. ‚Individualität‘, ‚Nische‘, ‚Fitness‘, ‚Funktion‘, ‚Mechanismus‘) zu klären und ein tragfähiges theoretisches Fundament für die organismische Biologie zu entwickeln.

Albert Newen: Die Erforschung des menschlichen Selbstbewusstseins als Bewusstsein von eigenen mentalen Zuständen ist ein klassisches Grundthema der Philosophie. Dazu hatte ich selbst die sehr glückliche Rahmenbedingung mit dem Neurowissenschaftler Prof. Dr. Dr. Kai Vogeley aus Köln seit 1998 zusammenarbeiten zu dürfen, und zwar bis heute. Beide in Philosophie sowie in den psychologischen und neurowissenschaftlichen Methoden ausgebildet, haben wir überlegt, ob und wie man die empirischen Grundlagen von Selbstbewusstsein messen könnte: Tatsächlich haben wir in einer gemeinsam initiierten Studie, die im Labor unter Leitung von Herrn Vogeley durchgeführt wurde, erstmals gezeigt, dass es spezifische Aktivierungen des Gehirns im Fall von Selbstzuschreibung von Überzeugungen im Kontrast zu Fremdzuschreibungen gibt. Diese Studie aus dem Jahr 2001 war der Beginn der internationalen, systematischen Suche nach den neuronalen Grundlagen des Selbstbewusstseins, die bis heute interessante Fortschritte gemacht hat, aber immer noch andauert. Die Fortschritte sind stets auch durch neue theoretische Konzepte, eingeführt von mehreren PhilosophInnen des Geistes, weiter gefördert worden, indem das Phänomen des Selbstbewusstseins in viele Teilphänomene zerlegt wurde, z.B. die Perspektivität der Wahrnehmung, die Meinigkeit der eigenen Körperteile oder der eigenen Gedanken oder die Urheberschaft eigener Handlungen. Bei der Urheberschaft von Handlungen erwies es sich dann als zielführend zwischen einem Gefühl der Urheberschaft und einem Urteil der Urheberschaft zu unterscheiden, um fruchtbar neuronale Korrelate zu finden. Ein Blick zu Kant zeigt auch hier den Fortschritt durch Interdisziplinarität: Kant hat die Sonderrolle des Selbstbewusstseins herausgearbeitet und wollte deshalb das

STELLUNGNAHMEN

transzendente Selbstbewusstsein vom empirischen Selbstbewusstsein radikal abtrennen und ersteres sei prinzipiell nicht empirisch untersuchbar: Der neue interdisziplinäre Zugang zum Selbstbewusstsein macht das (zugegebenermaßen widerspruchsfreie) Theoriegebäude Kants zum transzendentalen Selbstbewusstsein überflüssig, weil alle Leistungen, die als transzendental charakterisiert werden

sollten, z.B. die Integration von Sinnesdaten, sich heute auch mit Hilfe von neurowissenschaftlichen Prozessen plausibel empirisch beschreiben und erklären lassen (sofern noch nicht vollständig geleistet, spricht alles dafür, dass dies gelingt). Ein empirisch fundiertes *Ich* ist gemäß eines ernsthaften interdisziplinären Ansatzes allerdings nicht nur neurowissenschaftlich, sondern auch entwicklungspsychologisch, evolutionär, kognitiv und sozial zu erforschen, um eine philosophische Theorie adäquat zu fundieren.

Mit der Interdisziplinarität wird auch die Teamarbeit in den Vordergrund gestellt. Hat das Rückwirkungen auf das Fach?

Albert Newen: Ganz ohne Zweifel! Die Zunahme von interdisziplinären Kooperation in der philosophischen Forschung zeigt sich deutlich z.B. in der systematischen Zunahme von Artikeln, die in Ko-Autorenschaft veröffentlicht werden sowie im Entstehen von neuen Zeitschriften. Allein im Bereich der Philosophie des Geistes sind dies z.B. „Philosophical Psychology“ (seit 1988), „Phenomenology and the Cognitive Sciences“ (seit 2002) sowie „Review in Philosophy and Psychology“ (seit 2010). Schließlich publizieren interdisziplinär arbeitende PhilosophInnen auch in Zeitschriften, die primär einer Nachbardisziplin zuzurechnen sind, z.B. SprachphilosophInnen im „Journal of Pragmatics“ oder PhilosophInnen des Geistes in „Consciousness & Cognition“ oder „Cognition“. Wie bereits dargelegt, hat sich u.a. die neue Teildisziplin der experimentellen Philosophie entwickelt.

Neue Entwicklungen wie die interdisziplinäre Fundierung philosophischer Theorien oder die Ausbildung neuer Teildisziplinen werden sich mit der Zeit auch in Professuren niederschlagen, so dass auch in dieser Hinsicht die Philosophie ihr Gesicht verändern wird. Philosophische Forschung wird vielfältiger und zugleich spezialisierter und folgt damit dem Trend aller Wissenschaften. Die Interdisziplinarität ist eine große Chance für das Fach Philosophie, eine wichtige Stimme im Chor der gegenwärtigen Wissenschaften zu werden.

Marie I. Kaiser: Ein Mehr an interdisziplinären Forschungs Kooperationen kann die eigene Arbeitsweise verändern, wenn man auch vermehrt interdisziplinär publiziert. Publikationen mit 10 oder mehr Autoren sind in den Naturwissenschaften nicht selten, für PhilosophInnen allerdings gewöhnungsbedürftig. Gemeinsam schreiben verändert den Schreibprozess zum Teil radikal, denn man muss in Diskussionen eine gemeinsame Position entwickeln und Unterschiede in den Fächerkulturen sowie den individuellen Schreibgeschwindigkeiten und -eigenarten überwinden. Allerdings ist es nicht so, dass die Teamarbeit erst durch die Interdisziplinarität in die Philosophie kommt. Das gemeinsame Diskutieren von philosophischen Inhalten ist ein zentrales Merkmal der heutigen Philosophie und auch das gemeinsame Publizieren mit anderen PhilosophInnen ist in unserem Fach keine Seltenheit mehr.

Bringt eine interdisziplinäre Ausrichtung für eine wissenschaftliche Karriere eher Vor- oder Nachteile?

Marie I. Kaiser: In der Wissenschaftsphilosophie ist es sicherlich von Vorteil, wenn man zusätzlich zur philosophischen Expertise in einer Objektdisziplin ausgewiesen ist, denn das erleichtert die eigene wissenschaftsphilosophische Arbeit und das Verstehen der Objektdisziplin von innen heraus. Eine interdisziplinäre Ausrichtung hat außerdem die Vorteile, dass durch das

STELLUNGNAHMEN

Zusammenbringen verschiedener Disziplinen kreative, neuartige Ideen entstehen können und dass die eigene Forschungsarbeit anschlussfähiger gegenüber anderen Disziplinen ist, was die Mitarbeit in Forschungsverbänden erleichtert. Auf der anderen Seite erfordert Interdisziplinarität Zeit und Arbeit, die man nicht in die Philosophie investieren kann. Zudem besteht die Gefahr, dass der Mehrwert des neuartigen Zusammenbringens verschiedener Disziplinen nicht gesehen wird und man konservativen Tendenzen in den einzelnen Disziplinen ausgesetzt ist. Verliert man die eigene disziplinäre Verortung nicht, sind interdisziplinäre Kompetenzen in der Wissenschaftsphilosophie allerdings meist von Vorteil für die eigene Karriere.

Albert Newen: Das wird sich mit der Zeit zeigen. Ein entscheidender Vorteil ist, dass man im Team sehr viel mehr verschiedenartige Literatur kennen lernt und gründlich aufarbeiten kann. Gut organisierte interdisziplinäre Philosophie ist einfach informierter. Eine zentrale Herausforderung für alle interdisziplinär arbeitenden PhilosophInnen besteht darin, nicht nur gründlich innerhalb der Philosophie ausgebildet zu sein, sondern sich zugleich hinreichend Kompetenzen im angrenzenden Fachgebiet anzueignen, so dass man deren Ergebnisse angemessen bewerten und verwenden kann. Wenn man dies gemeistert hat, muss man immer noch darauf achten, ein klares und sichtbares Publikationsprofil als PhilosophIn zu entwickeln. Sonst besteht die Gefahr zwischen den Stühlen der Fakultäten zu landen. Die Fakultäten unserer Universitäten haben immer noch einen vorrangig disziplinären Blick, d.h. wer auch interdisziplinär publiziert, wird trotzdem bezüglich seiner philosophischen Publikationen in der Regel mit den Personen direkt verglichen, die nur rein philosophisch publiziert haben, d.h. die interdisziplinären Publikationen werden bisher meist nur als nette Ergänzung bewertet, nicht jedoch als Beitrag zum Kern der philosophischen Forschung. Die Probleme und Herausforderungen von Gegenwart und

Zukunft sind jedoch mittlerweile so komplex, dass sachbezogene Forschung, auch in der Philosophie, interdisziplinäre Kompetenz und idealerweise ein interdisziplinäres Team benötigt. Es ist zu hoffen und zu wünschen, dass für den Nachwuchs auch die universitären Strukturen geschaffen werden, die interdisziplinärer philosophischer Forschung ihren Platz einräumen.

UNSERE AUTOR(INN)EN

Marie I. Kaiser ist Professorin für Wissenschaftsphilosophie an der Universität Bielefeld.

Albert Newen ist Professor für Philosophie mit Schwerpunkt Philosophie des Geistes an der Universität Bochum.